

Am ehesten hier, in der Abteilung Puppenspiel unserer Hochschule, hätte das Thema, das wir heute verhandeln, auch vor fünfzehn oder zwanzig Jahre reges Interesse seitens der Studierenden und Lehrenden gefunden. Unmittelbar nach dem Studium in ein festes Engagement zu wechseln – im Studiengang Schauspiel damals wie noch jetzt Zeit die Regel – wurde für die Absolventen der „Puppe“ mangels grundfinanzierter Häuser bzw. Ensembles mehr und mehr zur Ausnahme. Als „fahrendes Volk“ landauf, landab unterwegs, stets auf der Suche nach dem nächsten Projekt, oft genug auf eigene Faust, sind sie sich der ökonomischen Risiken des von ihnen gewählten Berufs wohl bewusst. Manager ihrer selbst erfahren und begreifen sie das künstlerische Feld, auf dem sie sich bewegen, stets auch als Markt, auf dem sie sich „verkaufen“ müssen. Künstlerische Meisterschaft und Verwertungsgeschick gehen Hand in Hand und definieren gemeinsam, was es bedeutet, in diesem Feld „professionell“ zu sein. Unterdessen sehen sich die Abgänger der Regieabteilung sowie des Studiengangs Choreographie vor ähnliche Herausforderungen gestellt. Vorbei die Zeiten, in denen Fragen des Marktes nachrangig behandelt werden konnten, als etwas der künstlerischen Ausbildung Äußerliches, Fremdes. Sich gründlich mit den rechtlichen und fiskalischen Aspekten der Machbarkeit eines Vorhabens zu befassen bedeutet keine Ablenkung von ästhetischen Fragen; ganz im Gegenteil kann die künstlerische Qualität von diesen Bemühungen um Klarheit in Bezug auf die „harten Fakten“ profitieren. Dass die HfS inzwischen eine Stelle für „Projektmanagement und Marketing für Künstler“ eingerichtet hat, ist hochschulpolitisches Ausdruck des sich zunehmend enger gestaltenden Zusammenhangs von Ästhetik und Ökonomie. Ich möchte Ina Roß, die diese Stelle innehat, herzlich dafür danken, dass sie die Initiative der Hochschulrektorenkonferenz, einen Expertenworkshop zu dieser Problematik gemeinsam mit uns durchzuführen, mit großem Engagement aufgegriffen hat. Die heutige Zusammenkunft steht der „Ernst-Busch“ Schule gut zu Gesicht.

Kunststudierende, soweit es in unseren Kräften steht, zu befähigen, sich auf jeweils ihren Märkten zu orientieren und zu behaupten, verstehen wir als unsere Verpflichtung ihnen gegenüber – in einer Welt, die vom Individualismus, vom Einzelkämpfertum, von der Monetarisierung sämtlicher Lebensbereiche besessen und durchdrungen ist. Die Mächte dieser Welt ins Kalkül zu ziehen bedeutet nicht, sich ihnen zu unterwerfen. Mit ungeheuren Finanzmitteln und Garantieverprechen noch eben von den Staaten gerettet, üben die Märkte tagtäglich Druck auf die Regierungen aus, die öffentlichen Haushalte nun endlich zu „konsolidieren“, und finden in diesen willfährige Vollstecker. Dieselben Bürger, die für die Spekulationsverluste der Finanzgiganten zahlen bzw. bürgen, büßen ihre ungefragte Großzügigkeit in ihrer Eigenschaft als Einkommensbezieher sowie als Konsumenten öffentlicher Güter, und das bereits seit vielen Jahren. Der Abschied der Eliten vom Teilhabekapitalismus wirkt sich auch in der kulturellen Sphäre aus, in den Künsten, im Theater, soweit dieselben staatlich finanziert sind. Hier müssen wir um jedes Haus, um jede Sparte, jede Stelle kämpfen, denen zur Seite stehen, die von Streichungen bedroht sind. Das haben wir in der Vergangenheit getan, das werden wir künftig tun, und uns dabei keinen Augenblick von neoliberalen Freiheitserzählungen einschläfern lassen.

Wir wissen nur zu gut, dass es diesen Erzählungen im Verlauf der letzten Jahrzehnte gelang, die öffentliche Meinung in ihrem Sinn zu beeinflussen. Die Figur des Künstlers spielte und spielt dabei die undankbare Rolle des „nützlichen Idioten“. Spontan, flexibel, ökonomisch an Kummer gewohnt, selbst Hungerjahren trotzend, insofern Gegenbild des zutiefst entfremdeten Warenproduzenten und –konsumenten, avancierte er dank einer grandiosen Umkehrung der Werte zur Gallionsfigur des zeitgemäßen Produzenten, der in den kapitalistischen Verwertungsströmen wie ein Fisch im Wasser schwimmt. Der französische Soziologe Pierre-Michel Menger trifft den Kern der Sache, wenn er schreibt: „Die aus dem 19. Jahrhundert ererbte Vorstellung, die den Idealismus und die Aufopferung des Künstlers gegen den berechnenden Materialismus und die Arbeitswelt ausspielten und der Figur des originellen, provozierenden und rebellischen Künstlers die Gestalt des konformistischen und spießbürgerlichen Bourgeois entgegenhielten, hat ausgedient. In Gestalt des fantasievollen, mobilen, hierarchiefeindlichen, sich selbst motivierenden Arbeiters, der sich in einem ungewissen Wirtschaftskontext bewegt und stärker den Risiken der interindividuellen Konkurrenz und den neuen Unsicherheiten der beruflichen Karriereplanung ausgesetzt ist, ähnelt der Künstler in den gegenwärtig vorherrschenden Vorstellungen eher einem möglichen Idealbild des Arbeitnehmers der Zukunft. Fast hat man den Eindruck, als wäre die Kunst gemäß oder auch im Widerspruch zu der von Marx prophezeiten ständigen Revolution der Produktionsverhältnisse zu einem Prinzip der kapitalistischen Entwicklung geworden, als verkörpere gegenwärtig der Künstler selbst mit all seinen Ambivalenzen ein mögliches Ideal einer qualifizierten Arbeit mit hohem Mehrwertfaktor.“ (Kunst und Brot. Die Metamorphosen des Arbeitnehmers, Konstanz 2006, S. 10f.)

Es würde mich freuen, wenn unser Austausch am heutigen Tag den von Begriffen wie „Selbstmanagement“, „Marktplatzierung“ oder „Employability“ mehr eingeengten als wirklich abgesteckten Fragehorizont hier und da durchbrechen würde, um der unabdingbaren Kritik an jenem Kontext Raum zu geben, der diese Konzepte mit fragwürdigem Sinn erfüllt.

Wolfgang Engler